

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Lancher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeilzeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lancher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Coulissenschacher.

Leipzig, 18. November.

Der Reichstag hat abermals Festferien, und auch diese Tage werden benutzt werden, um endlich die ersehnte „Verständigung“ zwischen den Brotwuchsern und der Regierung herbeizuführen. So lange der holde Bund nicht geschlossen und besiegelt ist, hat die Vergewaltigung der Würdevollheit und die Zerstörung der Geschäftsordnung selbst für die ostelbischen Junker keinen rechten Sinn und Zweck.

In der bürgerlichen Presse tauchen mancherlei Anzeichen auf, die darauf hindeuten, daß der Coulissenschacher diesmal gelingen werde. Allerdings nicht in der Form, daß der Jolltarif in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit durchgepeitscht werden wird. Das ist ein für allemal eine Unmöglichkeit, selbst wenn die Geschäftsordnung des Parlaments durchlöcherter werden sollte, wie ein Sieb. Einen beschlußfähigen Reichstag bekommen die Brotwucherer höchstens für Tage, aber nicht für Wochen und Monate zusammen.

So ist man auf den Ausweg verfallen, in einem Antrage aus dem Reichstage wenigstens die Mindestzölle für Getreide festzulegen, nach den Sätzen der Regierung, jedoch mit der Erhöhung des Gerstenzolls um 50 Pfg., worin die Regierung nachgeben soll. Nach einer Meldung der Germania sollen die Nationalliberalen die Rolle der Unterhändler bei diesem Schacher übernommen haben. Sie haben zwar kürzlich erst auf ihren Parteitage in Eisenach, noch dazu auf Antrag ihres Vorstandes, die Erwartung ausgesprochen, daß ihre Reichstagsfraktion sich im wesentlichen auf den Boden der Regierung stellen, keinesfalls über die in der Regierungsvorlage enthaltenen Mindestzölle hinausgehen und weitere Mindestzölle ablehnen solle. Danach müßte diese Partei auch eine Erhöhung des Gerstenmindestzolls unter allen Umständen ablehnen, und am wenigsten stände es ihr an, die Helfertn zu spielen, die den aus Glatteis geratenen Brotwucher wieder auf festen Boden bugsierte. Aber wann wären diese „Staatsmänner“ nicht für politische Anpflerdienste zu haben gewesen, mochten sie auch noch so schäbig sein?

Freilich, die Brotwucherer selbst spielen auch keine erhebende Rolle bei diesem Schacher, am wenigsten die ostelbischen Junker, denn das kleine Trinkgeld, das bei dem „Kompromisse“ abfällt, erhalten nicht sie, sondern die Ultramontanen, will sagen, die bayerischen Bauern. Die edlen Ritter begehen nun doch den „politischen Selbstmord“, den sie so heilig verschworen hatten; sie gestehen ein, daß ihre Ueberzöllnererei einer jener Schwindel war, wie sie sonst nur beim Pferdehandel üblich sein mögen; sie läckeln ein,

was sie kriegen können, trotz aller trübseligen Flüche, die sie gegen den erbärmlichen Vettel geschleudert haben. Wer diese Klasse kennt, hat sich darüber freilich nie getäuscht, aber immerhin, in so schäbiger Gestalt haben sich die blaublütigen Schacherer doch noch gezeigt.

Und dann die Regierung! Nach all den feierlichen Versicherungen des Reichstags, die in Getreidezollfragen auch nicht um einen Pfennig nachgeben zu können, nun doch ein Umfall. Freisinnige Blätter ergehen sich in langen Leitartikeln über die „beleidigende Zumutung“, die für den Grafen Bülow darin liegt, daß auch nur die Möglichkeit erörtert werde, er könne in die Erhöhung des Gerstenzolls willigen. Aus diesen Schmerzensschreien leuchtet aber nur ihre Angst hervor, daß die Mächtigsten eben daran sei, abgeschlossen zu werden, und es ist auch kein Zweifel daran, daß, wenn ein Antrag, wie er jetzt geplant wird, aus dem Hause an die Regierung gelangt, der Bundesrat und der Reichskanzler voran ihm seinen Segen geben wird. Die Regierung hat den überzöllnerischen Forderungen widerstanden, weil sich die Krone sonst selbst ans Messer gestürzt hätte, aber wenn ein Junker, wie der gegenwärtige Reichskanzler, den Frieden mit seiner Klasse um einen leidlichen Preis haben kann, so greift er mit beiden Händen zu. Daran ändern alle freisinnigen Lamentationen über die „gefährdete Würde“ des „leitenden Staatmannes“ nicht das allergeringste.

Alles das sind erst Kombinationen, aber Kombinationen, die im höchsten Grade wahrscheinlich sind. Wer von Anfang an mit aller feinsten Besonnenheit die objektive Lage der Dinge ins Auge faßte, mußte damit rechnen, daß der ganze Spektakel um den Jolltarif schließlich mit einer volksfeindlichen Abmachung enden werde, und wenn dasjenige „Kompromiß“ fertig werden sollte, das jetzt in der Luft schwebt, so ist dies Ende keineswegs das Schlimmste, was zu befürchten war. Der Jolltarif verschwindet dann in der Versenkung, und insoweit ist diese große reaktionäre Haupt- und Staatsaktion gescheitert. Freilich wäre sein gemeingefährlichster und volksfeindlichster Bestandteil vorläufig gerettet, aber unter Bedingungen, die alle herrschende Parteien und die Regierung obendrein bis auf die Knochen blamiert hätten, und die Wahlogitation um so lebhafter ansachen würde, als dem nächsten Reichstage ja doch erst die entscheidende Beschlußfassung über die Handelsverträge zustehen wird.

Vor allen Dingen hat die Sozialdemokratie keineswegs irgendwelchen Anlaß, sich entmutigt zu fühlen, selbst wenn noch eine „Verständigung“ zu stande käme, unter den demütigenden und entwürdigenden Bedingungen, die heute allein noch für die Brotwucherer zu haben sind. Es ist in erster Reihe ihr Verdienst, die politische Lage für die

herrschenden Klassen auf diese Bedingungen reduziert zu haben. Für die bevorstehenden Wahlen wird es ihr trefflich zu statten kommen, daß sie sich als der einzige unerschütterliche Fels gegen den brotwucherischen Anlauf bewährt hat, unter dem der große Volkstribun Eugen Richter mit seinen Männern auch gewankt hat. Die diplomatische Rechnungsträgerei, die statt geradeaus mit dem Feinde zu kämpfen, immer um die Ecke schießt, um nach irgend einem rettenden Schlupfwinkel zu spähen, hat sich schon so oft an dem bürgerlichen Liberalismus und speziell auch an der Richterschen Sippe gerächt, daß man schwer begreift, wie sich dieser große Staatsmann immer wieder so fest fahren kann, aber wenn er nun einmal nicht zu kurieren ist, so brauchen wir uns seinen altersschwachen und unheilbar beschränkten Kopf nicht zu zerbrechen.

Selbst in der Geschichte der bürgerlichen Klassen in Deutschland, die bekanntlich nicht sehr viele Ruhmesblätter aufzuweisen hat, ist selten ein Feldzug mit so volldemtem Ungeheißer geführt worden, wie dieser Krieg um den Jolltarif. Ein glücklicheres Vorzeichen können wir uns nicht wünschen für den Erfolg, womit wir den Wahlkampf führen werden.

Politische Uebersicht.

Die Leiter des Genfer Generalstreiks vor Gericht.

Aus der Schweiz wird uns von unserem eh-Mitarbeiter geschrieben: Am Donnerstag Abend wurde in dem gegen drei der „Führer“ des Genfer Generalstreiks angestregte Prozeß das Urteil gesprochen. Die beiden Anarchisten Bertoni und Steinegger wurden zu einem Jahr bzw. sechs Monaten Gefängnis, der sozialistische Präsident der Arbeiterunion Genf, Genosse Croisier, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Den Angeklagten Steinegger und Croisier wurde die „Wohlthat“ der im Skanton Genf bestehenden „bedingten Verurteilung“ zuerkannt, d. h. sie haben ihre Strafe nicht abzubüßen, wenn sie sich während der nächsten fünf Jahre kein Vergehen zu schulden kommen lassen, durch das sie sich eine neue gerichtliche Verurteilung zuziehen. Bertoni wurde von dieser „Wohlthat“ ausgeschlossen; er wird also für ein Jahr hinter schweizerischen Gardinen verschwinden.

Das Urteil gegen die drei Angeklagten ist ein Klassenurteil schlimmster Sorte. Schon die „Auswahl“ der Angeklagten beweist, daß von vornherein die Absicht bestand, nicht sowohl einige Personen wegen der von ihnen begangenen Verbrechen zu bestrafen, als vielmehr durch die Bestrafung dieser Personen der Genfer Arbeiterschaft einen Denkzettel für den Generalstreik anzuhängen. Deshalb wurden die beiden Anarchisten Bertoni und Stein-

Seuilleton.

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Der Grabenhäger konnte sich der Logik dieser Ausführungen nicht entziehen. Recht hatten die Leute ja im Grunde. So wie es jetzt war, konnte es nicht bleiben. Die Leute standen vor ihm, einen Bescheid erwartend. „Nehmt jetzt Euer Zeug zusammen und geht nach Hause!“ befahl Kriebow.

Die Männer griffen einer nach dem anderen nach den Körben, gingen sie über die Handhaaken und nahmen sie dann über die Schulter. Pagelow war der letzte; er hatte erst gezaubert, aber dann fügte auch er sich dem Befehl. „Und für Eure eigenen Geschäfte sollt Ihr Zeit bekommen.“ sagte der Grabenhäger; als er die Kolonne marschbereit dastehen sah. „Ja werde Euch bis auf weiteres den Mittwoch-Nachmittag dazu freigeben. Seid Ihr nun zufrieden?“

Die Leute sahen einander an, dann nickte der, dann jener zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe. Der Alte trat noch einmal vor die Reihe: ob das wirklich so sei, und ob es auch dabei bleibe werde. Und ob ihnen dafür was am Lohne verkürzt werden solle, etwa? —

Was er gesagt habe, habe er gesagt! antwortete Kriebow, und am Lohne solle ihnen nichts abgezogen werden. „Wat heff ic seggt, Südl! Uns Herr is en gauden Herr!“ rief der Alte. „Alverst,“ fügte er hinzu und

traute sich mit bedenklicher Miene hinter dem Ohre. „Ob Inspektor Heilmann dat ok liden wadd?“ —

Kriebow mußte lachen; das war charakteristisch! Dieser Dampf vor dem Inspektor! Es war wirklich die höchste Zeit, daß er nach Grabenhagen gekommen war und die Bügel selbst in die Hand genommen hatte.

Einer der wenigen in Grabenhagen geborenen Dienstleute war Krischan Wurten, der alte Schmied. Die Schmiede lag in der Wägelkreuzung am Ausgange des Dorfes. Der Grabenhäger hatte als Knabe dort manche Stunde zugebracht.

Des Meisters Jüngstgeborener, Fritz, war einer der wildesten Jungen des Dorfes gewesen, dabei ein anschlägiger Kopf und findiger Geselle. Darum hatte sich ihn der junge Erich von Kriebow sehr bald zum Spießgesellen und Gefährten zu seinen Fahrten ausersehen. Der dritte im Bunde war Otto Luleweit vom Schulzenput. In der Schmiede war dieses Kleebltt oftmals zu finden gewesen; dort lockte das große Feuer, der Blasebalg und der starke Verkehr. Immer gab's da was zu sehen: bald kam ein Knecht, der ein Pferd zu beschlagen hatte, oder ein Radreifen war neu zu schweißen, leichte Schlosserarbeit wurde dort auch gefertigt. Die Knaben konnten es nicht leicht satt bekommen, zuzusehen, wie die Eisen geglüht und gehämmert, wie die Hufe ausgeschliffen und geraspelt wurden. Und wenn gar ein Pferd nicht stehen wollte beim Beschlagen, das gab dann allemal einen Hauptsturz. Zeitig war das Pferdeinteresse bei dem Junker wach gewesen, und manchen Huf hatte er dort aufgehallen.

Seitdem waren nun bald zwei Jahrzehnte vergangen. Der Meister war inzwischen grau und runzelig geworden,

so weit man das unter der Decke von Ruß und Eisenstaub, die auf ihm lag, erkennen konnte. Aber er handhabte Hammer und Feile noch wie ein Jüngling.

Der alte Wurten zog die Mühe tief zum Grusse, als der Gutsherr bei ihm eintrat. Ehemals hatte er den Junker behandelt, wie man eben ein heranwachsendes Büschchen behandelt, nicht mit übertriebener Höflichkeit; und wenn ihm die Jungens etwa Unfug trieben mit dem Blasebalg, oder wenn sie mit den Pferden alberten, dann war er mit jener Grobheit dazwischen gefahren, die ein Wahrzeichen seines Standes ist. Ob er bei solcher Gelegenheit seiner eigenen Range eins versetzte, oder ob er den jungen Luleweit oder den Junker Erich an Ohre zu fassen kriegte, mit seinen Schmiedesäufsten, das war dann bei dem Meister ein Aufwachen gewesen.

Kriebow mußte an alles das unwillkürlich denken, als der Alte heute vor ihm stand und kaum zu bewegen war, seine Mühe wieder auf den grauen Kopf zu setzen. Eherzand erinnerte er den Meister an die vergangenen Zeiten und fragte ihn nach den Jungens. Die beiden älteren waren schon vor Jahren nach Amerika gegangen. Von ihnen hatte der alte Mann lange nichts mehr gehört. Aber Fritz, der Jüngste, war noch im Lande, wenn auch nicht in Grabenhagen. Er hatte vierjährig bei der Kavallerie gedient, war zum Unteroffizier befördert worden; dann war er als Schlosser eine Zeitlang gewandert, um schließlich in die Heimat zurückzukehren. Nun war er wieder auf und davon. Der Grabenhäger bedauerte das; er hätte den ehemaligen Spielkameraden gern wiedergesehen. Wo er denn hin sei? „Nach Berlin!“ erklärte der Alte.

„Fritz nach Berlin! — Was Teufel will er denn dort?“